

Betteljuden, Händler, Wirtschaftspioniere. Juden und die Geschichte Frankens vom 18. bis zum 20. Jahrhundert

von

Christoph Daxelmüller

Kriege schaffen Sieger und Verlierer, Täter und Opfer, die Grundlage für technische Innovationen und Verwüstungen, für Reichtum und Verelendung, für Karrieren und den Sturz in Armut und Heimatlosigkeit. Kriege verändern Territorien und Gesellschaften, Mentalitäten und Einstellungen. Was aber haben die Wirren in Europa mit den Juden und was die Juden mit der Geschichte Frankens zu tun?

Kriegerische Zeiten

Das 17. Jahrhundert war mit dem Dreißigjährigen Krieg (1618–1648) durch einen Konfessionskrieg geprägt, der mit kaum glaublicher Brutalität geführt wurde und bei allen Betroffenen, Katholiken und Protestanten wie auch Juden, tiefe Spuren hinterließ. Die Erinnerung an die Kriegsgreuel überlebte in zahllosen Sagen von geschändeten Kruzifixen und Heiligenstatuen, und die um Gottes wahre Religion kämpfenden Parteien machten weder Halt vor katholischen Kirchen noch vor Synagogen.

So gingen im Juli 1622 in Eibelstadt einquartierte bambergische Soldaten auf Raubzug. Sie suchten sich die Häuser der Juden und die Synagoge aus. Nach den Ausschreitungen meldeten die Eibelstädter Juden dem würzburgischen Domkapitel einen Schaden von insgesamt 10.000 Gulden.¹⁾

Mehr als diese materiellen Schäden aber wog der Diebstahl einer Ampel und möglicherweise der Menora aus der Synagoge. Die dort aufbewahrten religiösen Schriften im Wert von 300 Gulden waren zerrissen, der Thoraschrein (Aron Hakodesch) aufgebrochen, die heiligen Schriftrollen herausgenommen und mit Kot besudelt wurden. Auch den Schrein selbst beschmutzte die Soldaten ka auf unflätige Weise: „[...] in [den] Casten [haben die Soldaten] unerhörter unchrist-

licher Dingen salvo honore ihre Notturfft gepflogen“.

Nach dem Friedensschluss 1648 erholte sich das in zahlreiche Kleinstaaten zersplitterte Deutschland nur mühsam von den Kriegsfolgen. Landstriche waren verödet, Dörfer zerstört und menschenleer, die Wirtschaft lag am Boden. Hier aber schlug die Stunde der Juden. Sie verfügten dank ihrer länderübergreifenden Verbindungen über das erforderliche Potential. Dies hatte man in den Niederlanden bereits im 16. Jahrhundert bei der Ansiedlung der von der Iberischen Halbinsel vertriebenen sefardischen Juden erkannt. In den Kriegen betätigten sie sich als Lieferanten für Proviant, Fourage und Rüstungsmaterial, als Nachrichtenüberbringer, als Wechsler erbeuteter Münzen und Verkäufer von Waren aller Art sowohl für die Soldaten als auch für die Menschen auf dem flachen Land.

Zum Wiederaufbau bedurfte es einer weitblickigen mercantilistischen Politik, und Juden galten als gesuchte Fachleute für Handel und Geldgeschäfte. Diese Position verschuf ihnen größere Sicherheit in den Städten und Dörfern, ermöglichte ihnen den Aufstieg vom Trödel- in den Markthandel. Geldgeschäfte betrachtete man nun nicht mehr als anrüchig, sondern als erstrebenswert, und vor allem bei der Gewährleistung größerer Kredite füllten sie als Beschaffer internationaler Anleihen für Fürsten und Könige ein Vakuum aus. Städte wie Nördlingen 1669 forderten jüdische Händler und Finanziers im Gegensatz zu früherer Judenpolitik ausdrücklich zum Besuch auf: Die Stunde von Hofjuden wie Abraham Höchberg, dem Hofjuden des Bischofs von Würzburg, war gekommen.²⁾ In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts setzten Entwicklungen ein, die in den folgenden Jahrhunderten die jüdische Gesellschaft nachhaltig prägen und die Rolle der Juden im Rah-

men (nicht nur) der fränkischen Geschichte maßgeblich bestimmen sollten.

Schlesische Kriege und der Siebenjährige Krieg

Die Grundstrukturen, die während und nach dem Dreißigjährigen Krieg sichtbar wurden, änderten sich auch im kriegerischen 18. Jahrhundert nicht, und am Beispiel des Konflikts zwischen König Friedrich II. von Preußen (1712–1786; Regierungsantritt 1740) und Maria Theresia von Österreich (1717–1780; Regierungsantritt 1740), dem eigentlichen „Ersten“ Weltkrieg, werden wir nicht nur sehen, dass Juden erneut Nutznießer und zugleich Opfer der blutigen Auseinandersetzungen wurden, sondern auch, dass Geschichtsüberlieferung stets eine Frage des Standpunkts ist.

Der Konflikt zwischen den beiden prägenden Gestalten des 18. Jahrhunderts lässt sich auf zwei Ursachen zurückführen: die Pragmatischen Sanktion von 1713, welche die weibliche Erbfolge für Maria Theresia in Österreich gestattete, und der 1740 mit seinem Herrschaftsantritt von Friedrich II. gefasste Entschluss, sich des zum Kaiserhaus gehörigen Herzogtums Schlesien zu bemächtigen, wozu er das Ableben Kaiser Karls VI. kaltblütig benutzte. Am 16. Dezember 1740 marschierten seine Truppen in Schlesien ein und lösten mit dem ersten Schlesischen Krieg den Österreichischen Erbfolgekrieg (1740–1748) aus. Der Sieg in der Schlacht von Chotusitz am 17. Mai 1742 führte zum Vorfrieden von Breslau, der Berliner Frieden beendete den Krieg offiziell, und Österreich musste Ober- und Niederschlesien sowie die Grafschaft Glatz an Preußen abtreten.

Der Angriff auf Böhmen löste den Beginn des zweiten Schlesischen Krieges (1744/45) aus. Die Schlachten bei Hohenfriedeberg (4. Juni) und Soor (30. September) erzwangen den Frieden von Dresden 1745, in dem Österreich Preußen den Besitz von Schlesien bestätigen musste. Im Gegenzug erfolgte die Anerkennung Franz Stephans von Lothringen, des Gemahls Maria Theresias, als Kaiser Franz I. Nun wurde Friedrich II. von Preußen „der Große“ genannt, und in den folgenden

Jahren wandte er sich friedlicheren Aufgaben zu, begann 1745 mit dem Bau von Schloss Sanssouci in Potsdam, 1747 mit der Trockenlegung des Oderbruchs und holte 1750 den französischen Philosophen Voltaire an seinen Hof.

Als Friedrich 1756 mit dem Angriff auf Kurachsen als vermeintlichem Präventivschlag den dritten Schlesischen Krieg einläutete, hatten sich die Bündnisse geändert: Frankreich und Russland kämpften nun auf der Seite Österreichs, Großbritannien auf der Preußens. Das Truppenverhältnis zwischen den Bündnispartnern betrug 1:3, das Einwohnerverhältnis sogar 1:20. Trotz dieser Übermacht gelang Preußen mit dem Sieg über das österreichische Heer am 1. Oktober 1756 in der Schlacht von Lobositz ein Teilerfolg, doch während des Kriegsverlaufs von 1757 bis 1761 geriet Preußen mehrmals an den Rand des Zusammenbruchs: Seine Gegner hielten einen Grossteil des preußischen Territoriums besetzt und bedrohten dessen staatliche Existenz. Zwar wendete sich in den Jahren 1757 und 1758 mehrmals das Kriegsglück, am 12. August 1759 erlitt Preußen bei Kunersdorf eine verheerende Niederlage, siegte aber am 3. November 1760 in der Schlacht von Torgau erneut über die Österreicher.

Der Tod von Zarin Elisabeth 1762 führte zum Ende der Allianz und entschied den Siebenjährigen Krieg außerhalb des Schlachtfelds. Ihr Nachfolger Zar Peter III. schloss Frieden mit Friedrich und verbündete sich später mit Preußen. 1763 beendete der Friedensschluss von Paris den Siebenjährigen Krieg. Er stellte in Europa den territorialen Vorkriegsstand wieder her, während in Übersee Frankreich zugunsten der Engländer schwere Gebietsverluste hinnehmen musste. Friedrich der Große, durch die Kriegshandel sichtbar gealtert, erhielt den Beinamen „Alter Fritz“, und Maria Theresia musste endgültig auf Schlesien verzichten. Bereits 1752 hatte Friedrich d. Gr. in seinem Politischen Testament voraussehend festgestellt, dass er „Österreich am tiefsten gekränkt“ habe.³⁾

Der Siebenjährige Krieg betraf keinesfalls nur den Streit zwischen Preußen und Österreich, zwischen Friedrich II. und Maria Theresia um Schlesien irgendwo im Osten, son-

dern auch Franken, und hier Nichtjuden ebenso wie Juden. Das Hochstift Bamberg geriet in arge Bedrängnis, viermal nahmen die Preußen Bamberg ein und verschleppten den Weihbischof und angesehene Bamberger 1758 als Geiseln nach Preußen. Einfälle preußischer, hessischer und hannoveraner Truppen 1758, 1759 und 1762, Kriegslasten und hohe Kontributionsforderungen zehrten die Staatsfinanzen aus, und der preußischen Forderung an das Hochstift, eine Kontribution von mehr als einer halben Million Gulden zu bezahlen, konnte die Bamberger Regierung nur durch den Verkauf der bambergischen Besitzungen in Kärnten am 12. Mai 1759 begegnen.⁴⁾

Im gleichen Jahr, 1759, plünderten preußische Truppen an einem Samstag Friesen (seit 1978 Stadtteil von Kronach). Die Schäden betrafen vornehmlich die Juden. Denn wegen des Sabbats und seines strengen Arbeitsverbotes konnten sie weder sich noch ihr Hab und Gut in Sicherheit bringen, da sie über keine erwin, über Sabbatgrenzen verfügten; diese markierten die Wegstrecke, die sie am Feiertag gehen durften, ohne gegen das Arbeitsverbot zu verstößen. Sie holten das Versäumte nach und baten nach überstandener Gefahr um die Erlaubnis, Sabbatgrenzen errichten zu dürfen, um in Zukunft auf derartige Notsituationen besser reagieren zu können.⁵⁾

Friedrich II. und Maria Theresia

Man mag rückblickend Friedrich d. Gr. als Aggressor und beutegieriges „Monstrum“, wie sich Maria Theresia häufig über ihren Feind ausdrückte, die Habsburgerin hingegen als die sich wehrende Angegriffene, den preußischen König als disziplinierenden Militaristen, die Österreicherin als fromme Frau und Mutter sehen. Doch betrachten wir die beiden aus jüdischem Blickwinkel: Friedrich d. Gr. schloss die Juden von seinen Toleranzideen nicht aus. Als merkantilistischer Politiker erkannte er das Potential der Juden. Dem Berliner Münzprächer und Oberlandesältesten der preußischen Juden, Daniel Itzig, verlieh er für dessen finanzielle Dienste am Staat die Rechte eines christlichen Kaufmanns, und die Juden Preußens sangen anlässlich des Sieges bei Schweidnitz „Lobgesang und Gebet“ auf

Friedrich. Er erlaubte trotz des massiven Protests christlicher Kaufleute Juden den Zugang zur Breslauer Messe, die er als Konkurrenz zur Leipziger Messe gegründet hatte. Bereits 1714 öffnete in der Berliner Heidereutergasse die erste öffentliche Synagoge ihre Pforten, und am 17. April 1750 erließ Friedrich d. Gr. ein revidiertes General-Privilegium und Reglement für die Judenschaft, das diese in sechs Klassen einteilte, angeführt von den reichsten und dadurch für den Staat nützlichsten Juden, die damit de facto den Bürgern gleichgestellt wurden. Doch auch den restlichen fünf Klassen sicherte er Grundrechte zu. Preußen wurde zum Vorreiter einer toleranten Judenpolitik, die, getragen von den Ideen der Französischen Revolution, im 19. Jahrhundert zur staatsbürglerlichen Emanzipation führen sollte.

Und Maria Theresia? Sie ließ 1745 die Juden aus Prag vertreiben.

Armut und Reichtum – ein Widerspruch?

Kriege lassen die Menschen verehelenden und schaffen für wenige enorme Reichtümer. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wuchs die Zahl der Betteljuden, die als Hauiser auf und von der Straße lebten, rapide an und stellte die jüdischen Landgemeinden vor massive Probleme.

Mit dieser sozialen Verehelung aber will der auffallende Bauboom nicht übereinstimmen: Jüdische Gemeinden leisteten sich seit der Mitte des 18. Jahrhunderts neue, moderne, dem zeitgenössischen Geschmack und dem hugenottischen Baustil angepasste Synagogen, so in Ansbach, im unterfränkischen Memmelsdorf, in Urspringen oder im oberfränkischen Mühlhausen, und sie ließen Elieser Sussmann die äußerlich unscheinbaren Synagogen von Bechhofen (1732 fertiggestellt), Horb (1735) und Kirchheim (1738–1739) prachtvoll ausmalen.⁶⁾ Die Grafen, Fürsten und Bischöfe bauten Kirchen und Schlösser. Besteht zwischen Beherrschten und Herrschenden ein Zusammenhang, den wir wahrzunehmen bislang nicht bereit waren? Was haben Juden mit den Räuberbanden im Spessart und im Odenwald, was mit Schloss Weisenstein in Pommersfelden oder mit Weikers-

heim, was mit der Wallfahrtsbasilika in Gößweinstein und was mit der Industrialisierung und Modernisierung Bayerns zu tun, die von Franken ihren Ausgang nahm? Warum befindet sich das Wappen der Freiherrn von Egloffstein über der Eingangstür der Synagoge im oberfränkischen Mühlhausen, warum das der Greifenklau an einem Fenstergitter der Synagoge von Memmelsdorf?

Die hochmittelalterliche servitus Judaeorum, die „Kammerknechtschaft“, ursprünglich zum Schutz der Gruppe gedacht, dann als Instrument der Machtpolitik eingesetzt, rechtfertigte gewaltsame wie friedliche Vertreibungen und regulierte damit eine für den Landesherren profitable Vertreibungs- und Ansiedlungspolitik: Schuldenerlass, Schutzgelder, Sondersteuern und -abgaben einerseits, dank des Know Hows der jüdischen Händler und Finanziers zusätzliche Einnahmen für die Finanzkammern und das Funktionieren des Wirtschaftskreislaufs andererseits. Das Leben zwischen Sesshaftigkeit und Mobilität bedeutete für die Juden den Vorteil, dass sie seit dem Mittelalter zu global players wurden, die im Gegensatz zu ihren nichtjüdischen Nachbarn weit über den regionalen und territorialen Horizont hinaussahen und sich ein Netz überregionaler und teilweise sogar internationaler Verbindungen schufen.

Für das seit 1806 bayerische Franken gilt, was etwa für die Handelsrepublik Venedig gegolten hatte:⁷⁾ Bestimmte die mercantilistisch-utilitaristische Politik ein Staatswesen, nahmen die Juden dank ihres Wissens und ihrer beruflichen Verbindungen wichtige und geachtete Positionen ein. Übernahm jedoch die antijüdische Kirchenpolitik die Oberhand, verschlechterten sich die jüdischen Lebensbedingungen.

Staatliche Regulierungen reduzierten seit dem IV. Laterankonzil von 1215 den Lebenserwerb der Juden weitgehend auf den Handel und das Finanzwesen. Über Jahrhunderte hinweg konnten sie sich allerdings in diesen Berufsfeldern Fachwissen aneignen und sich ein weitverzweigtes Netz von Verbindungen aufbauen – am Ende dieser Strategien wird die Megadynastie der Rothschilds stehen.

Vor diesem Hintergrund differenzierte sich die jüdische Gesellschaft in der Frühen Neuzeit sozial aus: in eine Unterschicht, die weit unter dem Existenzminimum lebte, eine in der Regel unvermögenden Mittelschicht, die dennoch dank ihrer Lebensstrategien über die Runden kam und von Bedeutung für die populäre Kultur wurde, und schließlich in die jüdischen Elite der Hofjuden, Bankiers und frühen Industriellen. Nutznießer waren die Territorialherren, und hier kam Franken die Aufsplittung der Herrschaften in Hochstifte, reichsritterschaftliche Gebiete, Reichsstädte und in die Markgrafschaften Ansbach und Bayreuth zugute.

Innerhalb der jüdischen Gesellschaft aber spielte die soziale, am Vermögen sichtbare Taxonomie nur eine untergeordnete Rolle. Das Ansehen innerhalb der Gemeinschaft richtete sich vielmehr nach dem Bildungsstand und betraf ungeachtet des Einkommens die eigentlich „jüdischen“ Berufe des Rabbiners oder des Lehrers: Juden beherrschten im Gegensatz zu den Nichtjuden, religiös gefordert durch die Bar Mizwa, beruflich erzwungen durch ihre spezifischen Aufgaben als Händler und Bankiers, in der Regel die Kulturtechniken des Lesens, Schreibens und Rechnens, was sie ihren Nachbarn überlegen, sie jedoch auch zu Zielen antisemitischer Vorurteile machte.⁸⁾

Betteljuden, Kriminelle und romantische Mythen

1791 veröffentlichte der Gochsheimer Buchhändler Joseph Isaak seine „Unmaßgeblichen Gedanken über Betteljuden und ihre bessere und zweckmäßiger Versorgung“; er widmete seine Schrift dem „Hochwürdigsten und Gnädigsten Fürsten und Herrn Herrn Franz Ludwig des hl. Röm. Reichs Fürsten, Bischoff zu Bamberg und Würzburg, Herzog zu Franken“.⁹⁾ Betteljuden, die auf der Straße lebten, waren gerade an Sabbat in Dörfern mit nur wenigen jüdischen Familien, die keinen minjan, die für die Durchführung eines Gottesdienstes erforderliche Anzahl von zehn erwachsenen Männern, zusammenbrachten, zur Bewirtung willkommen. An ihnen konnte

man zudem das Gebot der tätigen Nächstenliebe und der Wohltätigkeit erfüllen.

Doch infolge mehrerer Pogrome in der Ukraine und Bessarabien nach 1648 unter dem Kosakenführer Chmielnicki mit einer hohen Zahl von Todesopfern und zahllosen jüdischen Flüchtlingen, die nach Deutschland drängten, sowie der wachsenden Verarmung im kriegerischen 18. Jahrhundert wurden die Betteljuden mehr und mehr zu einer existentiellen Belastungsprobe für arme jüdische Landgemeinden: 26 „Judenhaushaltungen“ brachten, so Isaak, in Gochsheim 350 rheinische Gulden auf, die zusätzlichen Ausgaben für Almosen und die Kosten für die Versorgung kranker Betteljuden nicht einmal eingerechnet;¹⁰⁾ 1200 Billets gingen an ordentliche Gäste, 450 „Schabbats-Billete“ an weitere Juden von der Straße;¹¹⁾ „Das Volk, zu dem ich gehöre, ist und bleibt freilich im Ganzen genommen immer arm. So viele einzelne reiche Partikuliers sich unter demselbigen befinden; so ist die Summe der ihnen gegenüber stehenden Dürftigen doch gewiß überwiegend groß. Nimmt man die ausserordentlichen Abgaben dazu, die den Juden vor andern Bürgern des Staats aufgehalsen worden sind, so wird man es gewiß zugeben, daß von Reichthum und Wohlhabenheit dieses Volkes, im Ganzen genommen, nicht geredet werden könne“.¹²⁾

Die Verarmung und, mit ihr einhergehend, die zunehmende Überlastung des Armenwesens waren das Ergebnis einer Kette von Ereignissen, die weit in die Frühe Neuzeit zurückreichen: Maßlos überhöhte Abgaben an die Obrigkeit, wirtschaftliche Krisen wie die lange Depression von 1600/1620 bis 1720/40 oder Teuerungen 1571/74 und 1771/72 im gesamten Europa, Missernten und Hungersnöte ließen die Zahl der Menschen auf der Straße rapide anwachsen. Mit dem Wanderbettel ernährten viele Juden ihre Familie, die bei Zahlung der Schutzgelder zumindest an einem festen Wohnort bleiben konnte.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eskalierte die Situation. Mehrere markgräfliche Erlasse und jüdische „Generalprivilegien“, die das Übernachten in den Ortschaften verboten und die jüdischen Gemeinden zum Bau von „Judenherbergen“ oder „Judenwirtshäu-

sern“ vor den Siedlungen, bzw. Stadtmauern auf eigene Kosten verpflichteten, schufen keine Abhilfe. Vielmehr verschärften sich die sozialen Probleme. 1755 bat die Ellinger Deutschordenskomturei den „hochgeehrten Nachbarn“, den Markgrafen, um Amtshilfe wegen eines Einbruchs im sog. „Judenwirtschaftshaus“ in Röttenbach. Bei den Ermittlungen des Oberamts Roth wurden eine Woche nach Purim alle im Gasthaus logierenden Juden festgenommen, nach Roth aufs Rathaus gebracht, durchsucht, verhört und nach einigen Tagen wieder freigelassen.

Auch Isaac Israel aus Buttenwiesen lebte mit Eheweib und drei Kindern auf der Straße: „War die vorherige Nacht im Judengastwirtschaftshaus zu Roth gelegen. Er sei auf dem Weg von Cronheim nach Sulzburg gewesen, wo er den Schabbes verbracht hätte, zusammen mit einem weiteren Juden von Cronheim und zweien ohne Aufenthaltsort“. Auf dem Rückweg habe er im Hirtenhaus in Hilpoltstein übernachtet. 16 weitere Juden seien seiner Aussage nach von Sulzburg nach Thalmässing unterwegs. Bei seiner Visitation sei nichts verdächtiges gefunden worden, jedoch: „...ist ein außerordentliches Zittern an seinem Leib ganzen Gliedern wahrgenommen worden, davon er keine Ursach anzugeben gewußt. Hat Paß von Kriegshaber 1752.“¹³⁾

Isaaks Lösungsvorschlag, nach nichtjüdischem Vorbild „Freyeschulen“ und „Arbeitshäuser“ einzurichten, in denen „diejenigen, so brodlos sind und arbeiten können, ohne Schwierigkeit Arbeit erhalten, um sich durch Fleiß und Arbeitsamkeit fortzubringen, ohne ihren Glaubensgenossen zur Last zu fallen und aus der Betteley ein Handwerk zu machen“,¹⁴⁾ erscheint sozial hart, ist jedoch brillant: Denn die stark eingeschränkten Berufsmöglichkeiten und der Ausschluss vom zünftischen Handwerk trügen Mitschuld am jüdischen Bettelwesen, „da sich dem Juden die Gelegenheit zum Verdienste gar nicht so leicht darbietet, als dem Arbeit suchenden Christen.“¹⁵⁾ Arbeitshäuser böten die Möglichkeit, dass die „Nation, die wenigstens noch in hiesigen Landen der Handarbeit gröstentheils entwöhnt ist, [...] dadurch nach und nach Gelegenheit“ bekäme, „auch unter sich

ihre eigenen Handwerker zu haben, wie in Böhmen, Schlesien und Pohlen“.¹⁶⁾

Mit dem Hinweis auf liberale – oder zumindest pragmatischere – Einstellungen in den mittelosteuropäischen Ländern wagte Isaak Kritik an der Rückständigkeit hochstiftischer und reichsritterschaftlicher Judenpolitik, nicht ohne der „Gräflich-Schönbornischen Regierung“ ein Lob auszusprechen: Sie hätte sich darum gekümmert, dass Juden zu Schneidern und Schustern ausgebildet worden seien.¹⁷⁾ Allerdings verschweigt Isaak, dass Lothar Franz von Schönborn in seinem privaten Besitz der Herrschaft Pommersfelden sich weigerte, außer einem Buchbinder weitere Schutzjuden aufzunehmen.¹⁸⁾ So verwundert es nicht, dass so mancher Betteljude, so mancher „Schnurr-“ oder „Schalantzjude“ tatsächlich ein „Handwerk“ ergriff, wenn auch kein „ehrliches“: Er wurde kriminell und schloss sich einer der im späten 18. Jahrhundert ihr Unwesen treibenden „Räuberbanden“ an.

Der Spessart war ein durch seine Wälder undurchdringliches und dadurch angsteinflössendes Gebiet, und seine Bevölkerung lebte trotz der Glasindustrie in kaum vorstellbarer Armut, deren Ausmaß noch im 19. Jahrhundert Rudolf Virchow erschütterte, als er sich bei einer Dienstreise durch die Region nicht nur mit den häufigsten Erkrankungen der Menschen dieser Region auseinandersetzte, sondern sich – als einer der bedeutendsten Vertreter und Aktivisten des sich bildenden Universitätsfaches Volkskunde – auch für die sozialen und kulturellen Hintergründe dieser Misere interessierte.¹⁹⁾

Heute lebt der Spessart recht gut vom Mythos seiner Räuber, aber dass auch Juden zu diesem Mythos beitrugen, fiel der Verdrängung anheim. Die wachsende Verelung hatte sowohl Christen wie Juden ins Vagantentum auf die Straße und ins Gaunerumfeld gedrängt, wo sie bald organisatorisch und verbrechenstaktisch eine Avantgardefunktion übernahmen.²⁰⁾ So spiegelt etwa die Sprachform des Rotwelschen Sozialgeschichte und die Bedeutung jüdischer Ganoven wieder; bis ins 18. Jahrhundert drangen zahlreiche hebräische und aramäische Begriffe in diese im Mittelalter entstandene Sondersprache ein,

und es konnte durchaus passieren, dass ein Rotwelsch oder Jenisch sprechender Christ von Polizeibeamten für einen „Israeliten“ gehalten wurde.

Die Beteiligung von Juden an der Bandenkriminalität des späten 18. und des frühen 19. Jahrhunderts erfolgte in doppelter Weise. Sie konnten als Einzelpersonen wie Abraham Moses „vulgo das getaufte Jüdchen“ nichtjüdischen Gruppen wie der Vogelsberger und Wetterauer Bande angehören.

In der überwiegenden Mehrzahl von Juden besetzt war hingegen die überregional agierende „Große Niederländer Bande“. Nach ihrem Auszug aus den Rheingegenden, Holland, Flandern, Brabant und Westfalen, wo sie von etwa 1790 bis ins frühe 19. Jahrhundert hinein ihr Unwesen getrieben hatte, dehnte sie um 1800 ihre Unternehmungen bis in die Nähe des Spessarts aus. Die jüdischen „Kochemern“ waren ihren nichtjüdischen Räuberkollegen in der Regel weit überlegen: Als doppelte Außenseiter, als „Juden“ und „Ganoven“, sahen sie sich zu besonders gewitzten Überlebenstaktiken und innovativen Strategien gezwungen – und Mobilität kannten die Juden nicht nur durch die zahllosen Vertreibungen, sondern auch durch ihre traditionelle Tätigkeit als Händler und Hausierer. Im Gegensatz zu ihren christlichen Gaunerkollegen agierten sie überregional, da sie stets durch die Solidarität ihrer Glaubensbrüder auf Unterschlupf und Versteck hoffen konnten, während die nichtjüdischen Ganoven auf die ihnen vertraute Gegend und auf „spezielle Bekannte“ angewiesen waren.²¹⁾

Hier kam nämlich der Verwurzelung in der jüdischen Kultur und Religion sowie dem hohen Stellenwert der Familie große Bedeutung zu, da diese Werte den jüdischen Kochemern Identität und Rückhalt boten. Man hielt sich an die gebotene Sabbatruhe und spendete sogar für das Armenwesen und den Bau von Synagogen und Schulen. Im Gegensatz zu den christlichen Gaunern war ein weit höherer Anteil der jüdischen Kriminellen verheiratet, Frau und Kinder besaßen häufig einen festen Wohnsitz in einer jüdischen Gemeinde, wurden von Zeit zu Zeit von den unsteten, als Händler getarnten Kochemern

besucht und mit dem für das Leben Notwendigsten versorgt.

Doch die jüdischen Kochemer verfügten über einen weiteren Vorteil. Sie mischten sich einfach unter die auf der Straße lebenden Menschen: Man kannte die harmlosen Bettel- und Schnurrjuden, Hausierer und Handelsleute. Mit dieser Tarnung kamen sie in den jüdischen Gemeinden unter und nutzten die traditionelle Ethik der Wohltätigkeit oft weit entfernt von der Heimatregion für sich aus.

Die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert darf als die Epoche der organisierten Kriminalität gelten. Von der rauen sozialen Wirklichkeit im Spessart aber ist dank der Entdeckung der Natur als Idylle nur die Romantisierung und Mythologisierung übrig geblieben. Wie sich die Gegenwelt von Kultur, die gefährliche, menschenfeindliche, unwirtliche, unzähmbare Natur in ihr Gegenteil verkehrte, so auch die Armut und das aus der Not heraus geborene Verbrechen. Die „Räuberbande“ geriet zur positiven Anderwelt bürgerlicher Wünsche und intellektueller Sehnsüchte. Ein Jude aus der Bande des bayerischen Hiasl diente Friedrich Schiller als Vorbild für den Räuber Spiegelberg in seinem Drama „Die Räuber“ von 1781. Goethes Schwager Christian August Vulpius (1762–1827) versuchte sich 1797 in drei Bänden am Leben und den Taten des edlen Räuberhauptmanns „Rinaldo Rinaldini“, Wilhelm Hauff (1802–1827) setzte den im Spessart vagierenden und in Heidelberg verurteilten Mitgliedern der Räuberbande des Hölzerlips mit seinem „Wirtshaus im Spessart“ ein ebenso liebevolles wie romantisches Denkmal, und die sich auf dieses Werk berufende Verfilmung machte aus dem Räuberhauptmann den Abkömmling eines italienischen Adelsgeschlechts, der selbst von Gaundern schnöde um sein Hab und Gut betrogen am Ende der Geschichte in den deutschen Adel und ins Märchenschloss Mespelbrunn einheiratet. Mit diesen Mythen spielt heute der Spessart; doch davon, dass auch Juden als Ganoven, als Mitglieder der „Großen Niederländischen Bande“ ihren Beitrag zur Mythifizierung einer Armutsregion leisteten, ist heute nicht mehr die Rede.

Viehhändler, Bänderjuden und die fränkische Tracht

Doch Juden waren vor allem selbst ein bevorzugtes Ziel von Raubüberfällen. Man „baldowerte“ ihre Wege und Zeiten aus, an denen sie die Märkte besuchten, um Vieh und Waren zu kaufen oder zu verkaufen. Die Beute bestand entweder in Handelsware oder in Geld.

Die Bedeutung der jüdischen Händler sowohl für die Staatskassen wie für die Wirtschaft und das ländliche Konsumverhalten wird aus der soziographischen Situation im 18. Jahrhundert ersichtlich: Die Städte waren mit Ausnahme der Hofjuden weitgehend „judentief“, und infolge der Pogrome in Polen sowie der von Kaiserin Maria Theresia 1745 verfügten Vertreibungen aus den habsburgischen Erblanden stieg die Zahl der Juden auf dem flachen Lande erheblich an. Franken bildete zudem ein Durchzugsland für Juden aus Polen und Böhmen. Zwischen 1720 und 1740 stieg die Zahl der Dorfjuden um 30 % bis 50 % an. Damit aber konnte und wollte die Baupolitik nicht mithalten; die Zahl der Häuser, in denen Juden leben durften, blieb beschränkt. So mussten sich 1703 in Ottensos 26 Menschen in einem Haus zusammendrängen, in Autenhausen bei Ebern lebten 14 jüdische Familien in gerade einmal drei Häusern.²²⁾ Hierfür hatten sie Hausmiete und natürlich Schutzzugeld zu entrichten, ein wichtiger Einnahmefaktor für die Finanzkasse des jeweiligen Grundherren.

Daneben fielen andere Zahlungen an, so z.B. die „Stolgebühren“. Anlässlich von Beschneidungen, Hochzeiten und Todesfällen, aber auch zu Neujahr oder, so etwa in Hof an Karfreitag, hatten die Juden Sondersteuern an den zuständigen Geistlichen zu zahlen.²³⁾ Insgesamt summierten sich die Abgaben und Sondersteuern zur erdrückenden Last. Reich konnte man nicht, wohlhabend nur selten werden; man besaß gerade genug zum Überleben.

Der Warenhandel, neben dem Geldgeschäft die Haupteinnahmequelle, hatte sich über Jahrhunderte hinweg zur jüdischen Domäne entwickelt. Hierin waren die Juden dank ihrer Erfahrung meist den christlichen Nachbarn

und Konkurrenten überlegten, da sie häufig wie der Eibelstadter Jude Mayer über internationale Beziehungen, dieser konkret bis in die Niederlande, verfügten.²⁴⁾ Das Berufsspektrum der Eibelstadter Juden mag stellvertretend für andere Orte und auch für das 18. und 19. Jahrhundert stehen: Laut Ratsprotokoll vom 19. Januar 1652 handelten Juden mit Textilien, Pferden und Hornvieh, Fleisch, Tierhäuten, Wein, Viktualien und Tabak; sie verdienten sich ihren Lebensunterhalt mit dem Hausieren, mit Metallhandel, Goldschmiedearbeiten, Vermittlung von Grundstücken, Pfandleihe, Botengängen, Geldverleih und dem Aufwechseln von Münzen.

Gehandelt wurde folglich mit allem, was transportabel war: mit Nutztieren und tierischen Produkten wie Talg oder Fellen, mit Dingen des täglichen Bedarfs von Textilien und Kleidungszubehör wie Bändern, Spitzen und Knöpfen bis hin zu Nahrungsmitteln wie Getreide, Fleisch und Gewürzen, aber auch mit Trödel- und second hand-Ware. Hinzu kamen regionalspezifische Produkte: in Mainfranken der Wein, in Bamberg und Nürnberg der Hopfen, im Ansbachischen der Tabak. Gerade mit diesen Genussmitteln konnte ein jüdischer Händler zu beachtlichem Wohlstand aufsteigen, zum Besitzer eines Automobils oder einer prachtvollen Villa im historistischen, neobarocken oder neogotischen Stil im mondänen Bamberger Hainviertel werden, zu der im Hinterhof einst auch der Hopfenboden gehörte. Dieses Bamberger Stadtviertel stellt bis heute ein eindrucksvolles Zeugnis jüdischer Unternehmergekultur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dar.²⁵⁾ Dennoch war insgesamt der „Wohlstand der Juden [...] gering“: sie lebten, so Johann C. Bundschuh 1799, „dem größten Teil nach sehr dürftig“.²⁶⁾

Ob arm oder reich – jüdische Händler sorgten auf dem flachen Land für Warenzirkulation und für die Versorgung mit Waren, sei es mit Dingen des täglichen Bedarfs, sei es mit Luxusartikeln. Sie stellten die Funktionsfähigkeit der dörflichen Wirtschaft und den Transfer von Kulturgütern sicher. Juden waren das Herz der ländlicher Wirtschaft. Sie hielten die Preise ihres Warenangebots fair und machten es dadurch auch für die ärmeren

Bevölkerung erschwinglich. 1654 etwa erließ das Bamberger Hochstift ein Mandat, weil „durch die Italiener, Savoyarden und Tiroler“, die im ganzen Land Handel trieben, „den Einheimischen die Nahrung geschmälert werde“.²⁷⁾ Juden nannte das Mandat nicht. Wie sehr sich der Wirtschaftskreislauf über Jahrhunderte hinweg eingespielt hatte, zeigt die schrittweise Ausschaltung der Juden aus dem Berufs- und Wirtschaftsleben nach 1933. Die „geheimen Spitzelprotokolle“, die Mittelsmänner für Gestapo und NSDAP anfertigten, belegen eindeutig, dass sich z.B. im Gebiet des heutigen Landratsamtes Ebermannstadt die Klagen der Bevölkerung über erhebliche Teuerungen und schwerwiegende Versorgungslücken häuften, die durch „arische“ Kaufleute nicht von heute auf morgen geschlossen werden konnten.²⁸⁾

Ich greife nicht ohne Grund den jüdischen Handel mit Stoffen, Textilien, Bändern, Kleidern und Kleidungszubehör heraus. Dass Juden in auffallend hohem Maße gerade mit diesen Dingen handelten, kommt nicht von ungefähr. Zum einen waren Stoffe, Bänder, Litzen, Knöpfe, aber auch Kleider, alte wie neue, leicht zu transportieren, auf dem Pferdewagen ebenso wie in der Hausiererkraze. Zum anderen aber stoßen wir hier auf Spuren religiöser Toleranz. Der Ausschluss von den zünftischen Gewerben betraf nicht jene handwerklichen Tätigkeiten etwa als Schächter (Metzger) oder (Mazzen-)Bäcker, wenn dies durch religiöse Gründe – im konkreten Falle die Kashrut – erforderlich wurde.

Sie aber betrafen nicht nur die Lebensmittel, sondern auch die Art der Stoffe und das Tragen bestimmter Kleidungsstücke. „Aus uns unbekanntem Grunde“, so 1886 Ludwig Stern, der Direktor der Israelitischen Schule in Würzburg, „ist das Verzirren von Schafwolle und Flachs in allen Geweben, ja sogar in der Möbelpolsterung, verboten.“ Dem trug die Fürther Obrigkeit Rechnung und erlaubte ihren Juden, wenigstens „zwey oder drey jüdische Schneider bey sich anzusetzen, weil mit besondern Fleiß die Einnähung der wollenen und leinenen Fäden in ihre Kleider, muß beobachtet werden“. Diese spezielle Situation kann zumindest teilweise erklären, warum sich Schneider und Textilproduzent zu tradi-

tionellen jüdischen Berufen entwickelten, warum in den Akten jüdische Weber und Tuchmacher auftauchen, und warum in Altenkunstadt Friedrich und Rosalie Hofmann 1883 mit ihrer Wollspinnerei und Färberwerkstätte zu Pionieren der nordostoberfränkischen Textilindustrie wurden.²⁹⁾ Der Vater des 1851 im oberfränkischen Kolmsdorf geborenen, in Bischberg bei Bamberg aufgewachsenen Eduard Silbermann, der 1879 als erster Jude Deutschlands zum Staatsanwalt ernannt wurde, hatte den Tuchmacherberuf erlernt, und Leopold Sonnemann (1831–1909), der 1856 die „Frankfurter Handelszeitung“, die Vorgängerin der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“, gründete, stammte aus einer wohlhabenden Höchberger Weber- und Tuchhändlerfamilie.

Kleider- und Bänderjuden aber versorgten die ländliche Bevölkerung mit neuer wie mit bereits getragener Kleidung und mit Kleidungszubehör.³⁰⁾ Der vor allem aus Versteigerungslisten erschließbare jüdische Handel mit Gebrauchtwaren und Trödel eröffnet uns den bislang kaum bekannten Bereich der Versorgung der Landbevölkerung mit abgetragener Altkleidung. Oft sind es nur unfreiwillig überlieferte Informationen, die Auskunft über diesen Bereich des Stoff- und Kleiderhandels geben, so, als ein vergesslicher Amtsschreiber den Schmierzettel, auf dem er die Schulden des Georg Schnitzer aus Gerlachshausen spezifiziert und zusammengerechnet hatte, im Nachlassinventar vom 8. September 1713 liegen ließ. Demnach standen die Erben bei Sommeracher Juden u. a. wegen „aufgenommener Kleidung vor die 2 Buben“ in Kreide.

Dass dieser Handel mit Altkleidern durchaus in staatswirtschaftlichem Interesse lag, zeigt ein Streit von 1780 um die Zulassung Bayreuther Schutzjuden zu Handelsgeschäften in Hof. In einem Gutachten vom 23. Februar 1780 betonte die Regierungsbehörde in Bayreuth die Unschädlichkeit jüdischen Handels; die Erfahrung lehre, dass „die Juden es verstehen, manchen wertlosen Plunder in Geld zu verwandeln und ausserdem manchem armen Burschen auf dem Lande die Gelegenheit bieten, sich ein wohlfeiles Kleidungsstück zu erwerben, das die Modesucht des Städters beiseite gelegt; wenn man also die Verordnungen über das Hausieren anwenden

wolle, so müsse man doch nicht gerade bei den Juden, welche als Untertanen des Landes anzusehen sind, den Anfang machen, sondern lieber die italienischen Galanteriewarenhändler, diese Blutegel des Landes, welche Eitelkeiten auskramen und Üppigkeit verbreiten, aus dem Lande jagen, welche Leute, obwohl sie sogar am Hofe tolerirt und in der Residenz gehegt werden, weit gefährlicher sind als die Juden, welche alte Kleider vertrödeln und inländische Waren verkaufen“

Die Bänder- und Kleiderjuden verkauften bis 1933 all jene Dinge, aus denen sich Kleider und speziell die Tracht zusammensetzten: die Bänder und Pailletten zur Verzierung von Mutzen, Armaufschlägen und Schürzen, den Flitterkram zur Anfertigung von Brautkronen oder die besseren Stoffe für das Sonntagsgewand. Die jüdischen Stoffhändler prägten sich tief in das Bewusstsein ihrer Kunden ein; an den „Beulis-Jüd“ oder das „Jüde-Beckle“ aus Höchberg und Oberaltertheim, zwei Stoffhändler, kann man sich noch heute in Eisingen erinnern. Die Kleiderjuden waren Teil einer wirtschaftlichen und kulturellen Symbiose. Immerhin aber mag die Feststellung nicht übertrieben sein, dass Franken mit seinen Trachtgebieten, ob in der Rhön oder im Ochsenfurter Gau, in der Fränkischen Schweiz, in Effeltrich oder im Hummelgau, ohne die jüdischen Händler und Hausierer nicht denkbar wäre; denn gerade sie brachten das in die Dörfer, woraus sich dann Tracht zusammensetzen konnte.

Doch die Juden verkauften ihre Stoffe und Textilien auch an andere Abnehmer. Ein Blick in die Kirchenrechnungen der Wallfahrtskirche von Gößweinstein, der größten Dreifaltigkeitswallfahrt Deutschlands, zeigt die Bedeutung jüdischer Händler in den Jahren nach 1700 für die Ausstattung sowohl der alten wie der neuen barocken Kirche mit Altartüchern, kostbaren Stoffen für Antependien, den Himmel für die Fronleichnamsprozession, mit Messgewändern, Leviten- und Ministrantenröcken sowie Goldfransen und Binden für den Gnadenaltar zum Anstecken der angehörigen Opfermünzen. Die Lieferanten, die wie der Jude Moysi aus Wannbach meist aus der näheren Umgebung stammten, aus Mistelfeld, Forchheim, Heiligenstadt und Bamberg,

standen in Konkurrenz zu italienischen Händlern.³¹⁾

Da sich die Geschäfte der jüdischen Händler über viele Jahre hinzogen und der Warenwert beträchtlich war, müssen die Patres, welche die Kirche und die Wallfahrer betreuten, mit ihnen zufrieden gewesen sein. Allerdings verhielten sie sich nicht immer als korrekte Geschäftspartner: 1702 wurde ein Jude aus Heiligenstadt mit 100 Gulden für ein aus Gold und Silber gearbeitetes Messgewand bezahlt; die Summe händigte man ihm in allerhand „bösen, Geldsorten, so sonst nicht anzubringen“ aus, bezahlte ihn folglich mit Falschgeld.³²⁾

Kriege und Schlösser – Das Jahrhundert der Hoffjuden

Wir waren von den kriegerischen Jahrhunderten ausgegangen. Kriege benötigen Kapital, Finanziers, Ausrüster, Zulieferer und Geldwechsler für die erbeuteten internationalen Münzsorten. Jüdische Händler rüsteten Armeen aus, nun nicht mit Stoffen für Trachten, sondern für Uniformen, jüdische Bankiers beschafften das notwendige Kapital. Das 18. Jahrhundert wurde zum Zeitalter der reichen und politisch einflussreichen Hofjuden. Wo jedoch lassen sich ihre Spuren finden?

Die Zeiten nach den Kriegen bedurften zur Behebung der Kriegsschäden in besonderem Maße einer mercantilistischen Politik, und Juden wurden im 17. wie im 18. Jahrhundert zu gesuchten Fachleuten für den Wiederaufbau. Vielen gelang es, vom Trödel- in den Markthandel aufzusteigen, und vor allem bei der Bereitstellung größerer Kredite füllten sie als Beschaffer internationaler Anleihen für Fürsten und Könige ein Vakuum aus.

Die Schönborns und insbesondere Lothar Franz von Schönborn (1655–1729), Kurfürst von Mainz und Fürstbischof von Bamberg, nehmen aus heutiger Sicht dank ihrer Bauwut für Franken die gleiche Bedeutung ein wie König Ludwig II. mit seinen Schlössern zwischen München und Neuschwanstein. Doch wer finanzierte die Bauten, die – so die Würzburger Residenz – in den Rang eines Weltkulturerbes aufgestiegen sind?³³⁾

Die Schutzjuden im Erzstift Mainz und im Hochstift Bamberg bildeten eine wichtige Komponente der Finanzwirtschaft. Sie hatten nichts mit der ordentlichen Finanzverwaltung zu tun, ihre Stärke lag vielmehr im Kreditwesen und in der Abwicklung überterritorialer Zahlungen. Sie dachten und handelten mithin global, und vor allem während des Krieges vermittelten sie Kapitalien oder streckten eigene vor. Dadurch gelangten sie zu Ansehen und Reichtum. So unterhielten die Grafen Schönborn bereits vor Lothar Franz Kontakte zu dem vermögenden Abraham Drach in Frankfurt a.M., und der spätere Kurpfälzer Resident Aron Beer und sein Schwager Isaak finanzierten die Bamberger Bischofswahl des Lothar Franz.

Das Geheimnis dieser globalen Finanzpolitik bestand in der Zusammenarbeit der jüdischen Geldgeber über große Räume hinweg. Isaak Kann, der 1715 fällige Baukosten für Pommersfelden finanzierte, war selbst mit Wolf Wertheimer verwandt, und da Lothar Franz ständig in privaten Finanzkrisen steckte, konnte sich über Kann ein Finanzkonsortium bilden, zu dem Lothar Franz über Kann direkten Zugang besaß, nämlich zu den führenden Faktorenfamilien Wolf Wertheimer und Samuel Oppenheimer. Daher verwundert es nicht, dass Lothar Franz 1702 Löb Isaak Kann zum Kurmainzer Hofjuden bestellte, ihm 1707 einen kaiserlichen Pass beschaffte und 1711, nachdem die Frankfurter Judengasse abgebrannt war, deren Wiederaufbau mit Zollfreiheiten unterstützte; denn auch der Hoffaktor Kann war vom Unglück betroffen gewesen.

Die Geschäfte Lothar Franz von Schönborns mit den ihrerseits untereinander ihre Bankangelegenheiten ausführenden Kanns, Wertheimers und Oppenheimers sind kompliziert und erschließen sich in ihrer Gesamtheit nur dem Betriebs- und Finanzwissenschaftler. Immerhin waren die ihre Besitzer wechselnden Summen horrent und müssen u.a. im Zusammenhang mit Kriegs- und Proviantlieferungen gesehen werden. Die Wertschätzung Simson Wertheimers durch Lothar Franz mag folgender Umstand verdeutlichen: Als Wertheimer 1724 starb, befand sich in seinem Besitz ein kostbar verziertes Portrait von Lothar Franz und eine goldene Gnaden-

kette. Auch mit Simsons Sohn Wolf hielt der Fürstbischof gute Kontakte. 1726 rettete Wolf Wertheimer Lothar Franz durch Wechselfinanzierung vor dem sofortigen Bankrott, als Graf Hamilton unvermutet 80.000 Gulden kündigte und für die Frankfurter Firma Barckhausen bei der nächsten Ostermesse 25.000 Gulden Kapital fällig waren, von den hohen jährlichen Zinszahlungen einmal abgesehen.³⁴⁾

Lothar Franz aber arbeitete nicht nur mit den global players Wertheimer und Oppenheimer zusammen, sondern auch mit kleineren Bankiers. Über die beiden wichtigsten Bamberger Hofjuden Isaak Sekel und Salomon Marx verkaufte er einen großen Teil des Getreides aus seiner Herrschaft Pommersfelden. Wer auch immer mit Lothar Franz Geschäfte tätigte, den ließ er, etwa bei Gerichtsverfahren, nicht im Stich; er schützte im wörtlichen Sinn seine Schutzjuden.

Private Geschäfte wickelte Lothar Franz mit weiteren Juden ab. Moses Elkan Metz aus Frankfurt belieferte Lothar Franz seit 1689 mit Silber und finanzierte teilweise dessen Bischofswahl. Als Metz 1709 wegen Münzfälscherei in der Nähe von Dettelbach festgenommen wurde, versuchte der Fürstbischof, die Untersuchung möglichst lange aufzuschieben; man kann nicht ausschließen, dass auch er bei seinen Geldgeschäften etwas zu verbergen hatte. Mit Salomon Samson aus Baiersdorf, der zusammen mit seinem Bruder Veit in Diensten des Markgrafen von Bayreuth stand, kam Lothar Franz 1709 in Verbindung. Samson verschaffte ihm die Bayreuther Lehen in Niederösterreich (Herrschaft Göllersdorf) sowie in Pommersfelden und besorgte ihm in diesem Zusammenhang auch Diamanten. Das vertraute Verhältnis zwischen Lothar Franz und Samson zeigen die Beratungen über den Erwerb von Pommersfelden. Lothar Franz wollte die bei der Übergabe fälligen 15.000 Gulden dem Erbprinzen Georg Wilhelm, nicht Markgraf Christian Ernst zu kommen lassen. Samson schlug daraufhin vor, die 120.000 Reichstaler Forderungen an den Wiener Hof für das Bayreuther Dragonerregiment in Ungarn bis zum Tod des Markgrafen zu verschleppen, um sie dem Erbprinzen zugute kommen zu lassen. Der Einfluss des

Lothar Franz reichte mithin über seine jüdischen Kanäle weit über die beiden Reichsstifte und auch weit über die Konfessionen hinaus.

Aus diesen engen Verbindungen auf ein tolerantes Verhältnis zu den Juden zu schließen, ist dennoch nicht möglich. Lothar Franz handelte gewinn- und erfolgsorientiert und schützte seine Juden, solange sie seine Wünsche erfüllten. Aber er vertrat auch die Stimmung seiner Zeit, sprach ohne Zögern vom „jüdischen gesindlein“ und zählte Elkan Metz, dem er viel zu verdanken hatte, zu „cette mau-dite race de Juifs“. ³⁵⁾ Er verstand es, die Juden im Sinne des Staates wie seiner eigenen Person zu benutzen, da er ihre Bedeutung für das Wirtschafts- und Finanzleben, mithin für das Funktionieren des Staates erkannt hatte. Als 1699 ein weitausgreifendes Pogrom den Juden zu schaffen machte und seine Bamberger Beamten Juden in Schweinställe sperrten, griff er sofort ein, nicht aus Toleranz und Humanität, sondern um seine Beamten an Recht und Gesetz zu binden.

Wie kein zweiter haben Lothar Franz von Schönborn und seine Familie das Bild des barocken Franken geprägt. Die Neue Residenz in Bamberg, Schloss Weissenstein bei Pommersfelden oder die Würzburger Residenz sind zu Ikonen Frankens geworden. Wäre dieses Franken ohne die Weitsicht und die berufliche Kompetenz jüdischer Finanziers möglich gewesen? Wir sehen es heute den Kirchen und Schlössern nicht an, dass in ihnen vor allem von Juden erarbeitetes Kapital steckt. Waren die Porzellankabinette in Pommersfelden oder in Schloss Weikersheim mit ihren chinesischen und chinoisen Kostbarkeiten ohne die Handelsbeziehungen jüdischer Kaufleute und das Geld der Hofjuden überhaupt entstanden?

Die Hofjuden haben die Geschichte Frankens entscheidend mitgeschrieben, doch ihre Spuren wurden ausgelöscht, mit einer Ausnahme: Graf Carl Ludwig ließ im Garten von Schloss Weikersheim, das er 1708 geerbt hatte, in Form der damals modischen Zwergengalerie (drôlerie) seinem Hofstaat zwischen Küchenmagd und Beamtem ein Denkmal setzen; ihm gehörte auch der Hofjude Lämmle an.

Damit ist die Geschichte am Ende – beinahe. Die Zeit der barocken Kirchen und Schlösser geht ihrem Ende entgegen, im 19. Jahrhundert heißen die neuen Gotteshäuser „Fabrikhallen“, „Bahnhöfe“ und „Gewerbepaläste“, und erneut haben Juden die Nase vorn, die Ideen im Kopf und die notwendigen Finanzierungsmittel auf dem Konto.

Wirtschaftspioniere: Jakob von Hirsch, die Rothschilds und die Modernisierung Bayerns

Das 19. Jahrhundert ersetzte den sich im Hoffaktorenstum repräsentierenden jüdischen Geldadel durch den erblichen Adelstitel. Das 19. Jahrhundert ist die Phase der fortschreitenden Verbürgerlichung, der Säkularisierung im doppelten Wortsinn und der Industrialisierung. Die Kirche begann, an Einfluss zu verlieren, was sich nicht nur in territorialen, sondern auch gesellschaftlichen Verlusten äußerte. Bayern ordnete sich 1806 neu, die territoriale Zersplitterung wich der neuen Zentralgewalt aus München. Franken entwickelte sich vor allem von Nürnberg aus zum Motor der Industrialisierung. Metall- und Textilindustriestandorte entstanden in Nürnberg und Schweinfurt, bzw. im nordöstlichen Oberfranken. Lediglich Würzburg, wo 1815 König und Bauer in Oberzell die erste Schnellpresse des Kontinents konstruierten und damit die Voraussetzung für die Herstellung der modernen Tageszeitungen und für eine schnellere und effektivere Buchproduktion schufen, verschlief die Entwicklung und blieb Beamtenstadt.

Doch ausgerechnet diese Stadt wählte sich die aus Gauköinghofen stammende Familie Hirsch, die sich im 19. Jahrhundert maßgeblich an der Industrialisierung Frankens beteiligen sollte, als Wohnsitz aus. 1803 erwarben Moses Hirsch und seine Familie durch den Kauf des Ebracher Hofs das Wohnrecht in Würzburg. Sie waren die ersten Juden, die sich wieder in Würzburg ansässig machen durften. Zu ihnen gehörte auch Joel Jakob Hirsch (1765–1840), der mit seinem 1800 in Ansbach gegründeten und äußerst erfolgreichen Bankhaus zu Reichtum gelangt war und sich mit diesem im Rücken zum bedeutend-

sten Geldvermittler seiner Zeit hochgearbeitet hatte.³⁶ Als Lieferant und Finanzier des bayerischen Kurfürsten erhielt der Bankier 1806 die Freizügigkeit für das gesamte Bayern, 1816 kaufte er das Schloss von Trunstadt von dem Kgl. Geh. Staatsrat Adam Freiherrn von Aretin und erkämpfte sich nach Verleihung des erblichen Adelsdiploms am 13. August 1818 die königliche Genehmigung zur Bildung eines Patrimonialgerichts I. Klasse in Trunstadt (18. August 1820), die ihm jedoch am 26. September 1827 endgültig entzogen wurde. Später residierte er standesgemäß im Schloss von Gereuth bei Ebern.

Mit seinem Geld aber finanzierte er keine Schloss- und Kirchenbauten und auch keine adeligen Wunderkammern mehr, sondern betätigte sich als treibende Kraft der Verkehrserschließung Bayerns und des Eisenbahnbaus. 1835 fuhr die erste Eisenbahn Deutschlands von Nürnberg nach Fürth. Seit 1836 fungierte Hirsch zusammen mit dem Haus Rothschild als Aktionär der Gesellschaft zur Erbauung des „Donau-Main-Kanals“.

In Frankfurt a.M. war Mayer Amschel Rothschild (1744–1812) u.a. mit seinem Münzhandel zu Wohlstand gelangt. Doch der Gründungsmythos für den Reichtum dieser Megadynastie beruhte auf einem anderen Ereignis: 1806 vertraute der hessische Kurfürst Wilhelm II. aus Angst vor den französischen Soldaten Napoleons einen großen Teil seines enormen Vermögens Mayer Amschel Rothschild an, wie es der Maler Moritz Daniel Oppenheim (1800–1882) historisierend in einem Gemälde darstellte; er verzichtete nicht darauf, durch die Mesusa am Türgewände einen leicht übersehbaren Bildhinweis auf die Frömmigkeit Rothschilds zu geben.

Dass die Rothschilds mit ihren Geldern Großprojekte wie den Eisenbahnbau in Europa, so ab 1837 in Frankreich mit der Strecke Paris – St.-Germain, 1839 mit dem ersten Streckenabschnitt der Kaiser-Ferdinand-Nordbahn in Brünn, finanzierten, dass sie sich an der Erschließung alternativer Verkehrswege wie der Kanäle beteiligten, zeigt Weitsicht: Industrie konnte sich nur dort gewinnbringend entwickeln, wo sie durch schnelle Verkehrswege vernetzt wurde. Andererseits war Globalisierung erforderlich, Konzentration

auf einen einzigen Geschäftsort gefährlich. Dies beherzigte Mayer Amschel Rothschild: Nur einer seiner fünf Söhne, Amschel Mayer (1773–1855), blieb in Frankfurt a.M.; Salomon Mayer ging nach Wien, James Mayer nach Paris, Karl Mayer nach Neapel und Nathan Mayer nach London. Damit gründeten sie bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein europäisches Finanz- und Wirtschaftsimperium, das übernational, aber mit familiärer Bindung aktiv werden konnte, Ressourcen vor Ort ausnutzte und bei sich bietender Gelegenheit Koalitionen einging, im Falle des „Donau-Main-Kanals“ mit dem Ansbach-Würzburger Bankhaus Hirsch.

Mit Hirsch und den Rothschilds begann die Geschichte der für Franken wichtigen Wirtschafts- und Industriepioniere. Nürnberg etwa verdankte seinen wirtschaftlichen Aufschwung im 19. Jahrhundert nicht zuletzt den Juden. Im bedeutendsten Nürnberger Gewerbezweig, der Metallindustrie, betätigten sich jüdische Initiativpersönlichkeiten, unter ihnen Karl Marschütz, der 1886 die Herculeswerke ins Leben rief, oder die Bing-Dynastie, deren Nürnberger Fabrik die gesamte Welt mit (Blech-)Spielzeug belieferte.³⁷⁾ Aber auch bei den Camelia-Werken, der Medicus-Schuhfabrik, den Lederwerken Cromwell oder dem Warenhaus des Hermann Tietz („Hertie“) handelte es sich um jüdische Gründungen.

Greifen wir als letzten Industriepionier Ignaz Bing (1840–1918) heraus. Als zweiter Sohn des Färbermeisters Salomon Bing am 29. Januar 1840 im unterfränkischen Memmelsdorf geboren hatte Bing Karriere gemacht, nachdem er 1864 zusammen mit seinem Bruder Adolf ein Großhandelsgeschäft für textile Kurzwaren gegründet und 1865 den Firmensitz nach Nürnberg verlegt hatte, wo dank jüdischer Unternehmer seit 1850 das Wirtschaftsleben einen enormen Aufschwung erlebte. Zu den Textil- kamen Metallwaren hinzu, darunter die nach 1873 neu ins Sortiment genommenen und nun für das gesamte Reich einheitlich geltenden Maß- und Messgeräte. 1882 beschäftigte die „Nürnberger Metallwarenfabrik Adolf und Ignaz Bing“ bereits 220 Mitarbeiter, die Küchen- und Haushaltsartikel sowie Blechspielzeug produzierten. Eine weitere Fabrik im erzgebirgischen

Grünheim stellte Emailspielwaren her. Die Firma Bing lieferte ihre Produkte weltweit, bot seit 1909 zusätzlich auch Badeöfen und Badeartikel an und erweiterte während des Ersten Weltkriegs ihr Sortiment um Stahlhelme, Feldflaschen, Tornister, Militärkochgeschirr, Wurfgranaten und andere Waffen. 1914 beschäftigte sie mehr als 5000 Arbeiter und Angestellte.

Ignaz Bing erlebte den Niedergang und die Arisierung seiner Firma durch die Nationalsozialisten nicht mehr – er starb am 24. März 1918 in Nürnberg. Nach weiterer Expansion ging es wegen der Wirtschaftskrise seit 1929 bergab, 1932 musste die Spielwarenproduktion eingestellt werden und 1936 gingen 85% der Aktien an die „Norwag“-Noriswerke AG.

Bing aber interessierte sich auch für die Vor- und Frühgeschichte. 1905 ließ er an einer der zahlreichen Felsnischen bei Streitberg Grabungsarbeiten durchführen. Durch mehrere Bauabschnitte wurde schließlich jene Höhle erschlossen, die heute seinen Namen trägt: „Binghöhle“. Er erwarb das Gelände, öffnete es 1906 für die Öffentlichkeit und veranlasste im Oktober 1907 die Installation einer elektrischen Beleuchtung in der Höhle sowie die Errichtung eines Maschinenhauses im Winter 1907/1908 für die Stromerzeugung.

Grundstrukturen

Was haben die jüdischen Mitglieder von Räuberbanden, ehrliche jüdische Handelsleute, Hofjuden und die jüdischen Wirtschafts- und Industriepioniere mehr miteinander gemeinsam, als dass sie Juden waren? Eben den Umstand, dass sie Juden waren. Dies bedeutete Identität und Solidarität weit über die Familie und die Region hinaus. Jüdischkeit verband die Menschen jenseits dörflicher oder regionaler Nachbarschaften und familiärer Beziehungen. Jüdischkeit schuf nicht nur regionale, sondern auch überregionale und internationale Netze und Beziehungen. Dies nutzten die Räuber an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert ebenso wie die Händler, die Hofjuden der Schönborns oder Bankiers wie die Rothschilds, die sich Europa untereinander aufteilten. Im Gegensatz zu ihren nichtjü-

dischen Nachbarn blieben die Juden auch nach den spätmittelalterlichen Vertreibungen aus den Städten stets stadtorientiert. Sie wussten um Angebot und Nachfrage, um nationale und internationale Märkte. So konnten sie gleichermaßen mit regionalen Produkten hauptsächlich wie chinesisches Porzellan in die Kunstsammlungen und Wunderkammern der Schlösser bringen.

Jüdische Identität bildete ein weit ausholendes Netz, das eine Minderheit absicherte. Dadurch befanden sich die Juden in der Lage, sich trotz aller Repressalien, Verfolgungen und Sonderrechte einen wichtigen Anteil an der Gestaltung der Geschichts- und Kulturlandschaft Franken zu sichern. Die Räuberbanden des Spessarts, die Tracht des Ochsenfurter Gaus und der Fränkischen Schweiz, Schloss Weissenstein bei Pommersfelden, die Fahrt des Adlers von Nürnberg nach Fürth und der Rhein-Main-Donau-Kanal gelten heute als touristisch vermarktbare Symbole einer Landschaft. Doch zu verdanken haben wir sie einer immer wieder diskriminierten Minderheit, den Juden.

Anmerkungen:

- ¹⁾ Im einzelnen führten sie an: für Schäden an ihren Häusern 500 Gulden; an aufgebrochenen Kisten, Kästen, Truhen und Behältern ebenfalls 500 Gulden. Aus der Mikwe (Ritualbald), vom Brunnen und aus den Häusern hatten die Soldaten acht Zentner Zinn und Kupfer geraubt und Nahrungsmittel wie Honig, Butter, Salz, Schmalz und Öl und sogar Waren aus dem Besitz des Münzmeisters des Fürstbischofs an sich genommen. Zudem vertrug, trank oder verschüttete die Soldaten etwa fünf Fuder Wein (umgerechnet etwa 4500 Liter) und entwendete Kleidung, Maßwerk und Pfannen im Wert von 600 Gulden. Das geraubte Silber und Geld machten 2000 Gulden aus. Den Schaden an Weiß- und Bettzeug, aus dem teilweise die Federn mutwillig herausgeschüttelt wurden, bezifferten die Geschädigten auf 1000 Gulden. Personenschäden meldeten die Juden nicht; Würzburger Domkapitel-Protokoll, 21. Juli 1622, fol. 136r; Franz Schicklberger, *Aus der Geschichte der Juden in Eibelstadt (Heimatbogen 13)*. Eibelstadt 2003, S. 130.
- ²⁾ S. u.a. Gidal, Nachum T.: *Die Juden in Deutschland von der Römerzeit bis zur Weimarer Republik*. Köln 1997, S. 100–101.
- ³⁾ Zu Friedrich d. Gr. s. u.a. Günzel, Klaus: *Der König und die Kaiserin. Friedrich II. und Maria Theresia*. Düsseldorf 2005; Kunisch, Johannes: *Friedrich der Große. Der König und seine Zeit*. München 2004; Schieder, Theodor: *Friedrich der Große. Ein Königreich der Widersprüche*. Berlin 2002; Wehinger, Brunhilde: *Geist und Macht. Friedrich der Große im Kontext der europäischen Kulturgeschichte*. Berlin 2005.
- ⁴⁾ S. Guth, Klaus: *Konfessionsgeschichte in Franken 1555–1955. Politik, Religion, Kultur*. Bamberg 1990, S. 113.
- ⁵⁾ Guth, Klaus (Hrsg., unter Mitarbeit von Eva Groiss-Lau und Ulrike Krzywinski): *Jüdische Landgemeinden in Oberfranken (1800–1942). Ein historisch-topographisches Handbuch (Landjudentum in Oberfranken. Geschichte und Volkskultur, Bd. 1)*. Bamberg 1988, S. 170–171.
- ⁶⁾ Davidovicz, David: *Wandmalerei in alten Synagogen. Das Wirken des Malers Elieser Sussmann in Deutschland*. Hameln/Hannover 1969.
- ⁷⁾ Vgl. Steinbach, Marion: *Juden in Venedig 1516–1797. Zwischen Isolation und Integration*. Frankfurt a.M. 1992; dies.: *Wanderer zwischen den Welten. Die jüdische Gemeinde in Venedig und ihre Sonderexistenz in der Gesellschaft der Renaissance*. In: Aschkenas. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden 4 (1994), Heft 1, S. 83–98.
- ⁸⁾ Vgl. hierzu Daxelmüller, Christoph: *Der Jude als Leser. Von religiösen Pflichten und irdischen Vergnügungen*. In: Brunold-Bigler, Ursula, Bausinger, Hermann (Hrsg.): *Hören Sagen Lesen Lernen. Bausteine zu einer Geschichte der kommunikativen Kultur. Festschrift für Rudolf Schenda zum 65. Geburtstag*. Bern/Berlin/Frankfurt a.M./New York/Paris/Wien 1995, S. 173–189.
- ⁹⁾ Isaak, Joseph: *Unmaßgebliche Gedanken über Betteljuden und ihre bessere und zweckmäßige Versorgung menschenfreundlichen Regenten und Vorstehern zur weitern Prüfung vorgelegt*. Nürnberg 1791.
- ¹⁰⁾ Isaak, Unmaßgebliche Gedanken (wie Anm. 9), S. 10.
- ¹¹⁾ Isaak, Unmaßgebliche Gedanken (wie Anm. 9), S. 15.

- ¹²⁾ Isaak, Unmaßgebliche Gedanken (wie Anm. 9), S. 9.
- ¹³⁾ Rossmeissl, Ralf: Mikrokosmos Cronheim. Ein Dorf – drei Religionen. Mit einem Beitrag von Evelyn Gillmeister-Geisenhof über Trachten in Cronheim. Schwabach 2000, S. 92–93.
- ¹⁴⁾ Isaak: Unmaßgebliche Gedanken (wie Anm. 9), S. 36–37.
- ¹⁵⁾ Isaak: Unmaßgebliche Gedanken (wie Anm. 9), S. 37.
- ¹⁶⁾ Isaak: Unmaßgebliche Gedanken (wie Anm. 9), S. 37.
- ¹⁷⁾ Isaak: Unmaßgebliche Gedanken (wie Anm. 9), S. 37.
- ¹⁸⁾ Schröcker, Alfred: Jüdische Finanziers des Fürstbischofs von Bamberg Lothar Franz von Schönborn (1655–1729). In: Jahrbuch für fränkische Landesforschung 27 (1977), S. 125–137, hier S. 135.
- ¹⁹⁾ Virchow, Rudolf: Die Noth im Spessart. Eine medicinisch-geographische Skizze, vorgetragen in der Physicalisch-Medicinischen Gesellschaft in Würzburg am 5. und 13. März 1852. Würzburg 1852.
- ²⁰⁾ Bald, Herbert (Text), Kuhn, Rüdiger (Bild): Die Spessarträuber. Legende und Wirklichkeit. Hrsg. von Wolfgang Weismantel. Würzburg 1990, S. 42.
- ²¹⁾ Bald u.a.: Spessarträuber (wie Anm. 20), S. 48.
- ²²⁾ Guth (Hrsg.), Jüdische Landgemeinden (wie Anm. 5), S. 17.
- ²³⁾ Von der Hofer Karfreitagssteuer einmal abgesehen hat man in solchen Sonderabgaben stets eine antijüdische Praxis gesehen. Da aber die Geistlichen in der Regel von den Abgaben, Gebühren und Spenden ihrer Gemeinde und nicht von staatlich finanzierten Monatsgehalteten lebten, entstand ihnen ein Einnahmeverlust, wenn Juden ansässig wurden. Diesen holten sie sich zurück, indem sie etwa eine Beschniedung wie eine Taufe behandelten.
- ²⁴⁾ Stadtarchiv Eibelstadt, Ratsprotokoll 19. Januar 1652 (Bd. 161, fol. 13v.; Schicklberger: Aus der Geschichte der Juden in Eibelstadt (wie Anm. 1), S. 52.
- ²⁵⁾ Vgl. hierzu: Vergangene jüdische Lebenswelten im Bamberger Raum: Ländliche Armutsinseln - Städtisches Villenviertel. Mit Beiträgen von Karl-Heinz Mistele und Volkmar Eidloth (Bamberger Geographische Schriften, Sonderfolge, Nr. 3). Bamberg 1988
- ²⁶⁾ Bundschuh, Johann C.: Geographisches Statistisch-Topographisches Lexikon von Franken. 6 Bde., Ulm 1799–1804, hier Bd. 1, S. 93.
- ²⁷⁾ Guth, Jüdische Landgemeinden (wie Anm. 5), S. 18.
- ²⁸⁾ Broszat, Martin, Fröhlich, Elke, Wiesemann, Falk (Hrsg.): Bayern in der NS-Zeit. Soziale Lage und politisches Verhalten der Bevölkerung im Spiegel vertraulicher Berichte, München/Wien 1977; s. auch Daxelmüller, Christoph: Vom Hausierer zum Unternehmer. Juden in Franken. In: Werner K. Blessing, Christoph Daxelmüller, Josef Kirmeier, Evamaria Brockhoff (Hrsg.), 200 Jahre Franken in Bayern 1806 bis 2006. Aufsätze zur Landesausstellung 2006 im Museum Industriekultur Nürnberg 4. April bis 12. November 2006 (Veröffentlichungen zur Bayerischen Geschichte und Kultur 52/2006). Augsburg 2006, S. 80–85.
- ²⁹⁾ Guth: Jüdische Landgemeinden (wie Anm. 5), S. 66.
- ³⁰⁾ Daxelmüller, Christoph: Jüdische Kleider- und Schnittwarenhändler. In: Brückner, Wolfgang (Hrsg.): Fränkisches Volksleben im 19. Jahrhundert. Wunschkörper und Wirklichkeit. Möbel – Keramik – Textil in Unterfranken 1814 bis 1914 (Land und Leute. Veröffentlichungen zur Volkskunde). Würzburg 1985, S. 177–181.
- ³¹⁾ Im einzelnen: 1705 lieferte der Jude Majer für 6 1/2 Ellen Stoff zu einem schwarzen Antependium. Der Jude Moysí erhielt 33 fl. 5 Pfd. 1 Pf. für 15 3/4 Ellen carmesinroten Damascats für einen neuen Himmel für das Fest Corporis Christi; ferner wurden für 77 fl. 3 Pfd. 10 Pf. carmesinrote Seide, für 31 fl. 3 Pfd. 28 Pf. 27 Loth blaue und weiße Seide, das Loth zu 8 Patzen, ausgegeben. 1706 erhielt der Jude Salomon Isaac 268 fl. für zwei Levitenröcke nebst Stola und Manipel, mit goldenen und silbernen Blumen bedeckt. 1708 erhielt der Jude Moysí aus Wannbach 70 fl. 5 Pfd. 1 Pf. für 44 Loth 1/2 Quint Goldfransen zu den mit Silber verzierten Levitenröcken. Der gleiche Jude lieferte 1711 zwei Ministrantenröcklein mit silbernen Spitzen, Damastzubehör, Seide usw. 1714 lieferte der Jude Moysí aus Wannbach 7 1/2 Ellen roten Brokat für 14 fl. 4 Pfd. 5 Pf. und 8 1/2 Loth goldene Fransen für 13 fl. 5 Pfd. 1 Pfg. zu zwei Binden auf den Gnadenaltar zum Anstecken der angehörten Opfermünzen. 1716 erhielt Isaac Hertz zu Mistelfeld 8 fl. 2 Pfd. 3 Pf. für 8 1/4 Ellen Leinwand auf Damastart zu Altartüchern. Dem Juden Hirsch Jasel aus Bamberg zahlte man für karmesinroten Samt für das

Missale 2 fl. 2 Pf. 27 Pf. Unter den Textillieferanten für die Wallfahrtskirche taucht 1720 zudem der Jude Wolf Rothschild aus Forchheim auf.

- 32) Helldorfer, Ludwig; Gößweinstein. Burg, Amt, Kirche, Gemeinde. Gößweinstein 1974, S. 191–199.
- 33) Schröcker, Alfred: Jüdische Finanziers des Fürstbischofs von Bamberg Lothar Franz von Schönborn (1655–1729). In: Jahrbuch für fränkische Landesforschung 27 (1977), S. 125–137.
- 34) Schröcker: Jüdische Finanziers (wie Anm. 33), S. 129.
- 35) Schröcker: Jüdische Finanziers (wie Anm. 33), S. 134.
- 36) Prys, Joseph: Die Familie von Hirsch auf Gereuth. München 1931; Bosl, Erika: Die Familie von Hirsch-Gereuth im 18. und 19. Jahrhundert, Bankiers. In: Geschichte und Kultur der Juden in Bayern. Lebensläufe. Hrsg. Von Manfred Treml, Wolf Weigand unter Mitarbeit

von Evamaria Brockhoff (Veröffentlichungen zur Bayerischen Geschichte und Kultur Nr. 18/88). München 1988, S. 63–70.

- 37) Bing, Rudolf: Mein Leben in Deutschland nach dem Januar 1933. In: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg 75 (1988), S. 189–210; Eckert, Toni: Ignaz Bing – Sein Leben in Streitberg, Streitberg 1995 (Fränkische-Schweiz-Verein, Ortsgruppe Streitberg); ders.: Ignaz Bing (1840–1918). In: Jüdisches Leben in der Fränkischen Schweiz, Erlangen 1997 (Schriftenreihe des Fränkische-Schweiz-Vereins. Die Fränkische Schweiz – Landschaft und Kultur, Bd. 11), S. 738–747; Haeusler, Jochen: Der Hopfenhändler Berthold Bing – ein Förderer Rudolf Diesels. In: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg 88 (2001), S. 219–232; Tausendpfund, Walter: Aus dem Leben der Juden in der Fränkischen Schweiz. In: Jüdisches Leben in der Fränkischen Schweiz, Erlangen 1997, S. 151–167, hier S. 161–163.

Von der Bayreuther Oberrealschule (Graf-Münster-Gymnasium) nach Buenos Aires.

Der Lebensweg des jüdischen Schülers Gerd Aptekmann¹⁾

von

Siegfried Pokorny

„Wenn ich irgendjemandem in Deutschland Dank sagen muss, dann ist es der Oberrealschule in Bayreuth.“ So sieht heute *Gerd Aptekmann* seine alte Schule, jetzt Graf-Münster-Gymnasium, auch wenn er an Bayreuth und die einstige Oberrealschule mit recht gemischten Gefühlen zurückdenkt. Schüler an der Oberrealschule von 1926 bis 1932, musste der heute in Argentinien Lebende

nach der Erlangung der mittleren Reife aus finanziellen und familiären Gründen von der Schule abgehen. Und weil er, wie er schreibt, als Judenjunge in Bayreuth keine Lehrstelle finden konnte, ging er anschließend nach Berlin, wo er durch Vermittlung des Bayreuther Rabbiners *Dr. Salomon* eine Lehrstelle im Kaufhaus Hermann Tietz (Hertie) fand. 1936 verließ er das für ihn ungastlich gewor-

¹⁾ Der Beitrag beruht im Wesentlichen auf zwei Videointerviews, die Mónica Aptekmann-Caro mit ihrem Vater geführt hat, sowie auf dem Material, das sie und Ekkehard Hübschmann zur Verfügung gestellt haben, wofür ihnen herzlich gedankt sei. Außerdem benutzt wurde die Biografie von Renate Schostack: *Hinter Wahnfrieds Mauern – Gertrud Wagner, ein Leben*. Hamburg 1998.